

ZEITSCHRIFT
FÜR DIE
ÖSTERREICHISCHEN
GYMNASIEN.

VERANTWORTLICHE REDACTEURS
W. v. HARTEL, K. SCHENKL.

FÜNFUNDVIERZIGSTER JAHRGANG.

1894.

WIEN.

DRUCK UND VERLAG VON CARL GEROLD'S SOHN.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Zwei Recensionen Bürgerischer Dichtungen von A. W. Schlegel.

Zum Jubiläum mitgetheilt von J. Minor.

Die beiden folgenden Recensionen haben nicht bloß ein literarhistorisches, sondern auch ein persönliches Interesse. Sie rühren von dem Kritiker her, dem wir aus späteren Jahren die objectivste und geistreichste Charakteristik des Dichters verdanken. Aber sie sind in den Tagen geschrieben, wo Wilhelm Schlegel noch unter dem unmittelbaren Einflusse Bürgers recensierte, übersetzte und dichtete. Sie sind darum auch ein Denkmal der innigen Beziehungen, welche den Jünger mit dem Meister verbanden. Niemals sei begeisterter von Bürger gesprochen worden, als in diesen Erstlingen des zukünftigen großen Kritikers: so urtheilt einer der neuesten Biographen Bürgers. Und wenn Schlegel auch nicht blind ist gegen die Fehler seines Vorbildes, so kann Bürger doch an seinem Ehrentage keinen beredteren Anwalt finden als an dem „jungen Aar“, dessen kritische und dichterische Anfänge er selber einstmals begrüßt hat.

Die beiden Recensionen fehlen in der Böckingischen Ausgabe der Werke W. Schlegels. Die erste hat schon Koberstein als Schlegels Eigenthum erkannt; beide hat ihm dann Haym in seiner Romantischen Schule (S. 869) zugeschrieben. Seit der Publication des Bürgerischen Briefwechsels und der Briefe der Gebrüder Schlegel liegen die äußeren Zeugnisse für die Autorschaft Schlegels sichtbar vor. In seinem Buch über die Entstehungsgeschichte des Schlegelischen Shakespeare hat dann Bernays (S. 36 ff.) eine feinsinnige Würdigung der Besprechung des Hohen Liedes gegeben; die vortreffliche Einleitung Sauers zu der Ausgabe der Bürgerischen Gedichte in Kürschners Nationalliteratur (S. LXV ff.) bringt Auszüge aus beiden Stücken. Ihrem Wortlaute nach sind die beiden Kritiken in neuerer Zeit nicht wieder bekannt geworden. Sie sollen an Bürgers Jubeltag ihre Wiederauferstehung feiern; die letztere zugleich als unübertroffenes Muster einer künstlerischen Interpretation.

Die erste Recension (über Bürgers Gedichte 1789) ist in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen, den 9. Juli 1789, 109. Stück, S. 1089 ff. enthalten. Bürger selber bezeichnet W. Schlegel als Recensenten (Strodtmann, Bürgerbriefe IV 31).

Die zweite Recension (über Bürgers Hohes Lied) ist im Neuen deutschen Museum von Boie 1790, 2, 205—214 (Februarheft) und 3, 306—348 (Märzheft) gedruckt. Über die Autorschaft vergleiche man die Briefe bei Strodtmann III 299, IV 5. 8. 42, und den Brief Friedrich Schlegels an Wilhelm bei Walzel S. 36 f. Man liest dort auch, welchen Wert Boie auf diesen Beitrag Schlegels legte, den er gut honorierte.

1.

Gedichte von Gottfried August Bürger. Mit Kupfern. Bey Dieterich 1789. Erster Theil 272 S., ohne die Vorrede. Zweyter Theil 296 S. Diese lang erwartete zweyte Auflage von den Werken eines unserer beliebtesten Dichter ist, wie die Seitenzahl ausweist, fast doppelt so stark, als die erste, welche im J. 1778. in eben dem Format und Druck erschien. Das meiste von dem Hinzugekommenen ist vorhin zerstreut in Almanachen gedruckt gewesen, die sich meistens schon vergriffen hatten, so daß manches darunter selbst dem Kenner der deutschen Litteratur neu seyn möchte. Vorzüglich ziehen aber die ganz neuen Stücke unsere Aufmerksamkeit auf sich, besonders wenn sie, wie Hr. B. in der Vorrede zu sagen scheint, das letzte Geschenk seyn sollten, welches er dem Publikum zu machen (1090) im Stande ist, wogegen indessen doch das Gedicht, welches den ersten Band beschließt, Vorgefühl der Gesundheit, wenigstens angenehme Hoffnungen erregt. Die Gedichte stehen nicht, wie in der ersten Ausgabe, blos nach der Zeit geordnet, vermischt durch einander, sondern sind in Classen abgetheilt, wovon der erste Band die lyrischen, der zweyte die episch-lyrischen und dann vermischte Gedichte enthält, worunter einige Fabeln, mehrere Epigrammen, eine Epistel und andere Ergießungen der Laune oder der Empfindungen sind. In den alten Stücken findet man Veränderungen; sie betreffen aber selten das Wesentliche, sind fast nie Umschmelzungen des Gedankens, sondern zeugen nur von dem unermüdeten Streben des Dichters nach Correctheit, und von seiner tiefen Kenntniß der Sprache. Am meisten veränderte Lesarten findet man in der Nachtfeyer der Venus, die dadurch an Fülle und Gedrängtheit des Ausdrucks gewonnen hat, ohne daß er der leichten, sauffen Melodie, die durch das Ganze herrscht, Eintrag thäte. Auch in dem lieblichen Liede, Abendfantasia eines Liebenden, ist die Sprache in mehreren Zeilen noch zarter geworden, und eine schöne neue Strophe hineingefügt. Indessen scheint der Dichter zuweilen zu vergessen, daß er den aus der lebendigsten Mundsprache aufgegriffenen Ausdruck selbst für den besten hält, indem er größere Energie einer vielleicht nur im Kopfe manches Sprachforschers existierenden Regel aufopfert. Eine merkwürdige Erscheinung in dieser Sammlung ist eine Anzahl

Sonnetten, unter denen ein Paar eine Idee des Petrarca zum Grunde haben, die meisten aber dem Dichter ganz gehören. Wir können sie nicht kürzer und nachdrücklicher würdigen, als wenn wir sagen, daß die Forderungen, die (1091) der Dichter an ein vollkommnes Sonnet macht, und die selbst in den meisten Sonnetten des Petrarca nicht erfüllt sind, darin fast immer in dem Grade erreicht sind, wie es in unserer Sprache möglich ist. Vermuthlich werden sie indessen eine Menge angeblicher Kunstrichter gegen sich haben, die den Werth des Reimes in unserer Poesie nicht eingestehen, und nicht ahnden, wie tief die Metrik in das innerste Wesen der Dichtkunst eingreift. Besonders originell und werth, im Munde und Herzen des Volkes zu leben, um den edelsten Zweck der Poesie, Beförderung der Tugend, zu erfüllen, ist das Blümchen Wunderhold. Aber allen Zauber der Kunst, Pracht von Bildern und Symbolen, Schätze der Sprache, Musik des Versbaues und was mehr ist, die ganze Fülle und Tiefe seiner Empfindungen hat der Dichter in dem hohen Liede von der Einzigem aufgeboten. Es ist, nach des Rec. Gefühl, das erhabenste und vollendteste in der lyrischen Poesie, was unsere Sprache aufzuweisen hat. Der Hauptausdruck ist hohes Gefühl, und Freude, die in entzückter Ruhe gefeyert wird; nichts ist Machwerk oder seyn sollender Pindarischer Schwung, alles Wahrheit und Stimme des Herzens. In einem niemals ungestümen, aber auch niemals ermattenden, Gange vollendet der Dichter seine lange Bahn, kehrt endlich dahin wieder zurück, wo er auslief, und erkennt sich die Palme der Unsterblichkeit zu.

Beim zweyten Theil hat sich uns die Bemerkung sehr lebhaft aufgedrungen, daß der erste in irgend einer Art immer der glücklichste ist; daß der Erfinder selbst, wenn er die erste Blüthe der Neuheit abgepflückt hat, mit einem weit geringern Antheil von Beyfall vorlieb nehmen muß. (1092) Eine Wahrheit, die uns von einem Schwall von Nachahmungen retten würde, wenn man sie mehr beherzigen wollte! Unter den Balladen sind die trefflichsten Stücke beinahe die, welche in der ersten Ausgabe noch nicht erschienen sind, und doch haben sie lange nicht so viele Sensation gemacht, als die ältern. So lassen z. B. der wilde Jäger und des Pfarrers Tochter zu Taubenhayn, die in eben dem Geiste geschrieben sind, als die berühmte Lenore, diese gewiß an Kunst und Stärke der Darstellung weit hinter sich. So ist Untreue über alles sehr wenig bekannt, ob es gleich in seiner kindlichen Einfalt einem unverdorbenen Herzen wunderbar schmeichelt. Ganz neu hinzugekommen ist Graf Walter, nach einer alten Ballade in Percy's Reliques.

Hr. B. spricht in der Vorrede von einer noch strengern, bey einer künftigen Ausgabe vorzunehmenden, Auswahl unter seinen Gedichten. Vielleicht ist es zu spät; er hat einige jugendliche Stücke, die gegen die übrigen ein wenig contrastieren, zu lange leben lassen, als daß sie nicht auch gegen seinen Willen fortleben sollten.

Über Bürgers hohes Lied.

Wie man in einen großen, prachtvollen Tempel tritt, wo alle vorhergehenden Eindrücke vor der Ahndung einer nähern Gottheit verschwinden, wo tausend heilige Betrachtungen sich verworren herandrängen, wo die Seele in der sie umgebenden Welt sich willig verliert, und Eins mit ihr zu werden scheint; wie man dann, wenn das erste Staunen vorüber ist, sich sammelt, und nun ruhig, doch unaussprechlich gerührt, überall hohe Einheit und Vollendung wahrnimmt: so las ich zuerst Bürgers hohes Lied von der Einzigsten, so verweilt' ich mich nachher bei seinen Theilen; einzelnen Strofen, Zeilen, Wörtern und Tönen. Eben so wirkte es auf Mehrere, die ich kenne. Ob es in Deutschland überhaupt viele Aufmerksamkeit erregt habe, lässt sich noch nicht mit Sicherheit entscheiden, ist aber kaum zu erwarten. Umständlich beurtheilt, wie ein solches Gedicht es verdient, ist es bis jetzt nur ein einzigesmal. *) Ich glaube bei der Zergliederung (206) desselben die Regel des Raphael Mengs befolgen zu müssen, welcher anrath, bei Kunstwerken die im Ganzen vortreflich sind, sich mehr um die Aufsuchung der Schönheiten als der Fehler zu bemühen. Denn, sagt er, das Schöne ist nur eins, und daher schwerer zu finden, der Abweichungen aber sind hundert.

Man erlaube mir, ehe ich an das Gedicht selbst gehe, noch einiges über den Gegenstand, die Anordnung und das Silbenmaß zu bemerken.

Unzählige haben die Liebe und das Glück derselben besungen. Tausend kanten sie nur vom Hörensagen. Tausend gaben dem schalsten und alltäglichsten Dinge von der Welt diesen Namen. Wenn Du den Gegenstand des hohen Liedes ganz fassen wilt, so laß Deinen betrachtenden Blick bei vielen der vorhergehenden Gedichte verweilen, mit denen es zusammenhängt. **) Nur auf solche Kämpfe konte ein solcher Triumph folgen. Wer für die Liebe gelitten hat, den belohnt sie. Seligkeiten, die fast über die Sphäre der Sterblichkeit erheben, kan der Mensch nur durch jahrelange Leiden erkaufen.

(207) Und nun lies weiter in dem Buche, vernim die Klagen, die unmittelbar auf den Triumphgesang folgen, und weihe einen Seufzer dem Loose der Menschheit. Einen Becher voll Nektar wolte der Dichter seiner Braut am Feste der Liebe weihen, und siehe! er ist zum Trankopfer auf ihrem Grabe geworden.

Eine kurze Darlegung des Ganges und der Verknüpfung der Gedanken wird dazu dienen, uns bei der Betrachtung des Einzelnen

*) ~~In der neuen Leipziger Bibliothek~~

**) Elegie als Molly sich losreißen wolte. Volters Schwanenlied; die Sonnette; an Adoniden; Mollys Abschied.

das Bild des Ganzen immer gegenwärtig zu erhalten. — Der Dichter kündigt sein Lied an. Sein schönstes und höchstes Lied soll es werden, weil es seiner Geliebten zum Ehrendenkmal bestimmt ist, der er nur dies zu geben vermag. Er kündigt's an im stolzen Bewußtsein des Vermögens, das sein jeziger seliger Zustand ihm dazu verleiht. Er ergießt seine Freude in eine Schilderung dieses Zustandes, so wie des vormaligen drückenden Elends, dessen er sich nun so plötzlich entladen fühlt, dass ihm alles fast wie ein Traum dünket. Nichts ist natürlicher, als dass er nun diejenigen Eigenschaften der Geliebten preist, ohne welche ihm diese Seligkeit nie zu Theil geworden wäre: ihre ausdauernde Liebe und Treue; die Grosmut, womit sie jedem andern Glück entsagte, um sein zeitliches und ewiges Wohl zu retten. Jetzt ist es die dringendste Forderung seines dankbaren Herzens, die Geliebte, die eben um dieser (208) Grosmut willen so harte Urtheile hatte dulden müssen, völlig zu entschuldigen, und alle Schuld auf sich, auf seine wütende Leidenschaft zu nehmen. Die Schilderung dieser Leidenschaft führt ihn auf das, was sie erregte, und was zugleich bei dem ruhigen Zuhörer ihrer gewaltsamen Heftigkeit sowol das Widernatürliche als das Verdamliche benehmen muss; die geistige und leibliche Vollkommenheit, in deren Lichte ihm seine Geliebte erschien. Die Seligkeit, die eine solche Vollkommenheit in der innigsten Liebesverbindung gewähret, konte in ihm jene mächtige Begierde erzeugen, in welcher er eher fähig gewesen wäre, die Welt zertrümmern und sich unter ihren Ruinen begraben zu lassen, als auf ein Gut Verzicht zu thun, das nur Einmal für ihn in der ganzen Schöpfung vorhanden war. Jedoch ein gütiges Schicksal hat dies abgewendet. Mit dieser Betrachtung fällt er wieder in den Taumel der Freude und Dankbarkeit zurück, in welchem er anhub. Er will die Ehre seiner Geliebten auf ewig retten; er will sie zum Lohne für ihre Aufopferungen des schönsten Ruhmes theilhaftig machen, oder vielmehr: er hat es schon gethan. In diesem entzückenden Bewußtsein redet er den nunmehr vollendeten Gesang als den geliebtesten Sohn seines Geistes an, segnet und entläßt ihn mit der zuversichtlichsten Weissagung der Unsterblichkeit.

(209) So wenig auch sonst eine logisch verknüpfte Ideenreihe in der lyrischen, besonders in der höhern lyrischen Poesie stattfindet, so wird doch hieraus erhellen, daß Verstand, Fantasie und Empfindung sich hier immer die Hände bieten, und nie ganz fahren lassen. In unzerrißner, wiewol bald enger, bald weiter geschürzter Verbindung schweben sie durch den ganzen Gesang in mannichfaltigen Wendungen,

Gleich Ullers Tanz auf Meerkrystalle,
aus ihrem Thema wieder in ihr Thema zurück.

Ich darf das Silbenmaß des hohen Liedes nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, ob es gleich äusserst schwer ist, treffend darüber zu reden, zugleich aber auch die Besorgniß eintritt, was

man sagt, werde größtentheils nur Ungläubigen gepredigt sein. Die meisten machen sich so seltsame Vorstellungen von der Poesie, daß sie das Silbenmaß nur für einen zufälligen Zierrath halten, und es nicht begreifen, wie der Dichter in seiner Begeisterung, die sie für eine Art von Eingebung zu halten geneigt sind, Sylben messen und Töne gegen einander abwägen könne, ob sie gleich sehr wohl wissen, daß der Maler bei jedem Pinselstriche genau überlegt, was für eine Farbenmischung er zu wählen habe. Ein schönes Gedicht ist ja kein Exerzizium, welches zuerst (210) prosaisch ausgearbeitet, dann mit Tropen und Phrasen amplifizirt, in ein beliebiges Silbenmaß, wie in ein fremdes Kleid hineingezwängt würde. Dem wahren Dichter schwebt sein Gegenstand zugleich mit der Behandlung desselben in der Idee, wenigstens dunkel, vor; oder vielmehr: Gegenstand und Behandlung fließen in seiner Seele in eins zusammen. Das Silbenmaß ist aber ein wesentliches Stück der Behandlung, vor allen andern im lyrischen Gedichte. Die Poesie ist ja ein Mittel, Ideen (im weitesten Sinne des Wortes) oder Modifikationen der Seele mittheilbar zu machen, die es durch die gewöhnliche Rede nicht sein würden, und der ist der Geschickteste im Gebrauch dieses Mittels, welcher durch die Wahl und Stellung der Worte, durch Rhythmus, Klang und Reim, die Nüancen, das individuelle Gepräge seiner Vorstellungen und Empfindungen am vollkommensten nachzubilden versteht. Aber eben darum ist es auch schwer davon zu sprechen, weil das durch diese Dinge Ausgedrückte, meistens in der Region dunkler Empfindnisse, gleichsam also ausser dem Gebiete der Sprache liegt, und, sobald man es mit dem kritischen Zergliederungsmesser berührt, in ein unwesentliches Nichts zu verschwinden scheint. Man kan daher auch bei dieser Untersuchung mit dem Verstande sehr irre gehen, wenn man schon mit dem Sinne alles ganz richtig aufgefaßt hatte.

(211) Was den Reim betrifft, so ist dem großen Haufen der Leser noch weniger zu verübeln, wenn sie, irre geleitet von einigen unserer angesehensten Kunstrichter, die aber entweder etwas harthörig oder von Vorurtheilen eingenommen waren, ihn nur für einen eitlen Kizel der Ohren halten. Im Grunde ist dies auch ein nicht sehr großes Uebel. Der Reim wirkt doch mit bei dem Eindrücke, den ein Gedicht auf sie macht, wenn sie es schon nicht glauben, oder nicht wissen, wie es damit zugeht. Diesen kan ich einstweilen, bis einmal jemand aus musikalischen und psychologischen Gründen die großen Schönheiten des Reims erklärt haben wird, das Zeugniß mehrerer großer Dichter, besonders Wielands, für dieselben anführen. Es würde hier zu weitläufig sein, zu zeigen, daß es gar nicht gleichgültig sei, wie man reimt; (die Richtigkeit der Reimsilben, die ich schon vorausseze, abgerechnet) aber ich darf mich auf die Verständigen berufen, daß, wenn überhaupt in den Reimen viel liegt, der Verfasser des hohen Liedes ganz besonders viel hineingelegt, und in Rücksicht auf den Klang, die Neuheit

und mannichfaltige Abwechslung derselben in diesem Gedichte alles geleistet habe, was in unserer Sprache zu leisten möglich ist.

Das Silbenmaß ist einer doppelten Schönheit empfänglich: einer absoluten, die in dem Wohlklingenden und dem Ohre an sich Gefälligen (212) besteht; und einer relativen oder des Ausdrucks. Beide besitzt, wie mich dünkt, das Silbenmaß des hohen Liedes in einem sehr hohen Grade. Mit großem Vorbedacht ist die Strophe aus lauter Versen von gleicher Länge (ausgenommen, daß die Hälfte davon katalektisch ist) zusammengesetzt, weil in dem Gedichte kein stürmischer Taumel herrscht, der mit dem plötzlichen Steigen und Fallen der Empfindung auch ein plötzliches Steigen und Fallen der Rhythmen erfordert, sondern die Seele sich nur auf den sanftern und gleichförmigern Wellen eines anhaltenden Entzückens wiegt. Mit eben so großem Vorbedacht ist hiezu der vierfüßige Trochäe gewählt, da der Gang des fünffüßigen Trochäen in unsrer Sprache zu elegisch, der des vierfüßigen Jamben zu rasch und fröhlich für dies Gedicht gewesen wäre; der drei und fünffüßige Jambe aber, jener zu viel tändelndes, dieser nicht Grazie genug gehabt hätte. Die ungemaine Lieblichkeit dieses trochäischen Verses, die beinahe an Weichheit grenzt, ist durch den weiten Umfang der Strophe, der einen vollen, doch nicht üppigen Periodenbau herbeiführt, in welchem sich der Gedanke wie ein zusammengelegter Stoff auf einer geräumigen Tafel entfaltet, mit Pracht und Würde vereinigt. Der Einförmigkeit, die aus diesem weiten Umfange bei der Gleichheit der Verse entstehen konnte, ist durch die mannigfaltigen Verschränkungen der (213) weiblichen und männlichen Reime, (die in der That fast alle, oder wenigstens die schönsten Stellungen von Reimen in sich enthalten) aufs glücklichste abgeholfen worden. Die Strophe zerfällt in zwei gleichlange Hauptglieder, die sich nicht wiederholen, sondern wie Vor- und Nachsatz, wie Phona und Antiphona, einander gleichsam antwortend entgegen tönen. Bald zu Einem Ganzen gebildet (wenn nämlich eine einzige Periode die Strophe ausfüllt), bald wie zwei verschwisterte Ganze neben einander gestellt; in der Einerleiheit verschieden, und in der Verschiedenheit einerlei; jedes in sich und im andern vollendet, bringen sie ein wundersames Zauberspiel von abwechselnden und doch symmetrischen Rhythmen hervor. Die erste Hälfte der Strophe steigt mit dem dreifachen weiblichen Reime melodisch empor; die andre sinkt anfangs ein wenig, bis sie mit dem weiblichen Reime ihrer vierten Zeile sich wiederum hebt und zum Schlusse hinabsenkt.

Man mache mir nicht den Einwurf, daß diese immer wiederkehrende Bewegung des Versmaßes, bei dem so verschiedenartigen Gedanken- und Bilderstoff des Gedichtes nicht immer gleich passend sein könne. Der Strofenbau bezeichnet nur die allgemeine Seelenstimmung, welche die Grundlage des ganzen Gedichtes ist und überall durchschimmert. Für den Ausdruck der einzelnen Empfindungen konnte der Dichter ihn durch (214) die Stellung der

längern und kürzern Pausen, durch die verschiedenen Wortfüße, besonders aber durch die Mischung der Töne und die Wahl der Reime, hinlänglich modifiziren, so wie es ein geschickter Tänzer versteht, dieselben Figuren nach derselben Musik, jedesmal mit einem verschiednen Ausdrucke zu tanzen. Wir werden mehrmals Anlaß finden, zu beobachten, mit wie vielem Glücke er dies wirklich gethan habe.

(306) Nun wollen wir in die Lage und Stimmung des Dichters ganz einzudringen suchen, um mit unsern Empfindungen den seinigen desto williger zu folgen. Erlöst von dem jahrelangen beklemmenden Gram, das edelste und unauslöschlichste Verlangen der Seele um der Pflicht willen zernichten zu müssen, ist er endlich zum sichern Besiz der Erwählten seines Herzens gelangt, die ihm nun in einer Glorie von Wonne und Liebe, nicht mehr in der stillen Schönheit der leidenden Unschuld erscheint. Er fühlt sich durchdrungen und erfüllt (307) vom ruhigsten Bewußtsein der gegenwärtigen Seligkeit, bei welchem die Szenen der Vergangenheit wie ängstliche Träume verschwinden, und die Zukunft im Glanze der Morgenröthe aufsteigt; und indem er der lieblichen Täuschung nachhängt, als sei die ganze Natur um ihn her verwandelt, und nehme Theil an seiner Feier, hebt er seinen Gesang also an:

Hört von meiner Auserwählten,
Höret an mein schönstes Lied!
Ha, ein Lied des Neubeseelten
Von der süßen Anvermählten,
Die ihm endlich Gott beschied!
Wie aus tiefer Ohnmacht Banden,
Wie aus Graus und Moderduft
In verschloßner Todtengruft,
Fühlt er froh sich auferstanden
Zu des Frühlings Licht und Luft.

Eine bescheidne und simple Einladung zum Anhören seines Liedes. Noch fühlt er nichts, als das Bedürfniß seine Freude mitzutheilen. Es ist wie der erste Aufflug der Lerche, wenn die Tage des Winters vorbei sind.

Ich muss hier noch die ausdrucksvolle Mischung der Vokale in der siebenten, achten und neunten Zeile bemerklich machen. Die beiden erstern enthalten eine Menge tief und dumpf klingender Vokale. In dem neunten Verse hingegen steigen sie von der Tiefe bis zur Höhe des A (308) in dem Reimworte empor, bestimmen die Deklamazion auf eine musikalische Weise, und gewähren ihr eine sehr angenehme Hülfe. — Das Gedicht ist zu voll von dergleichen Feinheiten, als daß ich sie jedesmal sollte auseinander setzen können.

Zepter, Diademe, Thronen,
Gold und Silber hab' ich nicht:
Hätten auch, ihr voll zu lohnen,
Silber, Gold und Perlenkronen
Ein genügendes Gewicht?
Was ich habe, will ich geben:
Ihrem Namen, deü mein Lied

Schüchtern sonst zu nennen mied,
Will ich schaffen Glanz und Leben
Durch mein höchstes Feierlied.

Schon höher strebt er in dieser Strophe. Nichts kan er geben
als ein Lied; aber er fühlt den Werth des Liedes. Und nun:

Schweig', o Chor der Nachtigallen!
Mir nur lausche jedes Ohr!
Murmeltuch, hör' auf zu wallen!
Winde, laßt die Flügel fallen,
Rasselt nicht durch Laub und Rohr!
Halt in jedem Elemente,
Halt in Garten, Hain und Flur,
Jeden Laut, der irgend nur
Meine Feier stören könnte,
Halt den Odem an, Natur!

Der Quell des Gesanges ist zum Strome geworden. Wer
vermag es, sich gegen ihn zu (309) stemmen? Wäre jemand auch
noch so wild und trotzig, würde er sich nicht gezwungen fühlen,
dem Machtgebote zu gehorchen, und in stiller Erwartung zu
lauschen? Wie nachdrücklich ergießt sich in der ersten Hälfte der
Strophe der Affekt in lauter einzelnen, mit jeder Zeile abgesetzten
Apostrophen! Die letzte Hälfte hingegen hat durch das dreimal
wiederholte Halt, und den bis auf die beiden letzten Worte aufge-
sparten Schluß des Gedankens einen ruhigeren Gang und eine ganz
eigne Feierlichkeit gewonnen.

Glorreich, wie des Aethers Bogen,
Weichgefedert, wie der Schwan,
Auf des Wohllauts Silberwogen
Majestätisch fortgezogen,
Wall', o Lied, des Ruhmes Bahn!

Welch ein Bild in den vier letzten Zeilen! und welch ein
Klang! Wie hinabgleitend und dann sanft im Ohre verhallend!
So verlieren sich allmählich auf der Wasserfläche die Ringe, die
der Schwan hinter sich zieht. Die drei langen Worte in der dritten
und vierten Zeile, wovon jedes einen Ditrochäus ausmacht, tragen
nicht wenig zur Wirkung bei. Die erste Zeile ist an sich schön;
allein sie würde schöner sein, wenn sie die Pracht des Gedichts
auch durch einen vom Bilde des Schwans hergenommenen Zug,
etwas seine glänzende Weise, versinnlicht hätte. Der Dichter hatte
allerdings die Freiheit, hiez zu ein (310) andres Bild zu brauchen,
und er hat diese Pracht vielleicht stärker und auffallender durch
den Bogen des Aethers ausgedrückt, unter welchem man sich ent-
weder den Regenbogen, oder das blaue Gewölbe des Himmels
denken kan; aber ein Gleichniß wird um desto sinnreicher und
darstellender, je mehrere Aehnlichkeiten mit dem verglichenen
Gegenstande der Dichter ohne Zwang daraus hervorzulocken weis.
Der allzuhäufige Wechsel der Tropen ist wohl überhaupt ein kleiner
Tadel am hohen Liede. Doch, wir wollen billig sein. Unsre Sprache
ist so ungeschmeidig, daß sie auch den, der sie ganz zu be-
herrschen versteht, unvermerkt in diesen Fehler verstrickt, indem

der Reim (und noch mehr der Dreifache, den wir doch hier um vieles nicht missen mögten) beständig bereit ist, fremde Ideen herbeizuführen. Und dann hat doch unser Dichter seine meisten Bilder durch ihre verschiedenen Wendungen glücklich verfolgt.

Denn bis zu den letzten Tagen
Die der kleinste Hauch erlebt,
Der von deutscher Lippe schwebt,
Solst Du deren Namen tragen,
Welche mich zum Gott erhebt.

Ich weis nicht, ob man nicht: der schwächste, leiseste Hauch, anstatt: der kleinste Hauch, sagen müsse. Doch das ist eine Kleinigkeit. Mit ächt lyrischem Gange greift das Ende dieser Strofe, durch die Wiederholung der letzten (311) Idee, die sodann vollständiger ausgebildet wird, sogleich in den Anfang der folgenden ein, und führt uns leicht und rasch von der Ankündigung zur Darstellung der Lage des Dichters über.

Ja, zum himmelfrohen Gotte,
Der nun, frei und wohlgemut
Vor des Tadels Ernst und Spotte,
Wie in seiner Göttin Grotte
Nach dem Sturm Odysseus ruht!

Hier ist eine kleine grammatische Unrichtigkeit. Die Präposition *vor* paßt zu keinem der vorhergehenden Adjektive, die es regieren sollen. Man kan nur sagen: frei von und wohlgemut bei des Tadels Ernst und Spotte. Das Wort sicher hat der Dichter, wie es scheint im Sinne behalten. — Das Gleichniß vom Ulysses paßt nicht ganz. Ulysses wohnte ja bei der Kalypso nur gastweise, nicht wie in seiner Heimat, sehnte sich unaufhörlich nach dieser, wolte nur den Rauch seiner väterlichen Hütten sehen und sterben.

Indessen läßt uns der Dichter nicht die Zeit, dies zu untersuchen. Er ergreift schnell das Allgemeine des Gleichnisses, und spinnt es zur Allegorie aus. Er selbst ist nun der Schiffer, der lange auf den Wogen unglücklicher Leidenschaft vom Sturme umhergetrieben ward. Plötzlich, da er schon von den Mühseligkeiten seiner (312) Reise aufs äusserste erschöpft, und dem Untergange nahe ist, zertheilt sich das Ungewitter, der Himmel wird heiter, ein Tempe, ein elysisches Gefilde liegt vor ihm. Wollust weht ihm in jedem Lüftchen entgegen, denn es ist das Land der Liebe.

Sturm und Woge sind entschlafen,
Die durch Zonen, kalt und feucht,
Dürr und glühend, ihn gescheucht;
Seines Wonnelandes Hafen
Hat der Dulder nun erreicht.

Seine Stärke war gesunken,
Lechzend hing die Zung' am Gaum,
Alles Oel war ausgetrunken,
Und des Lebens letzter Funken
Glimt' am dürren Tachte kaum.
Da zerriß die Wolkenhülle
Wie durch Zauberwort und Schlag.

Heiter lacht' ein blauer Tag
 Auf des Wunderheiles Fülle,
 Welche duftend vor ihm lag.

Der Rezensent in der neuen leipziger Bibliothek erklärt die drei letzten Zeilen entweder für gedankenleer, oder für unverständlich. Nur das einzige Wort Heil ist auf eine fehlerhafte, oder wenigstens seltsame Art für: Sammelplatz aller Freuden gebraucht. Sobald es weggenommen und der vorlezte Vers etwa so gelesen wird: Auf des Landes Segensfülle, so bleibt nicht die mindeste Dunkelheit übrig.

(313) Wonne weht von Thal und Hügel,
 Weht von Flur und Wiesenplan,
 Weht vom glatten Wasserspiegel,
 Wonne weht mit weichem Flügel
 Des Piloten Wangen an.

Die emphatischen Wiederholungen in diesen Versen schmeicheln sich gefällig in das Herz. Man spotte nicht, wenn ich sage, daß sie auch einen großen Theil ihrer schmelzenden Lieblichkeit dem häufigen W im Anfange, und dem häufigen L in der Mitte und am Ende der Worte verdanken. Es ist nun so, daß wir oft glauben, ein bloß geistiges Vergnügen zu empfinden, wenn doch im Grunde irgend eine zarte Seite unsrer Sinnlichkeit gerührt wird.

Die folgende Hälfte der Strophe mögte ich nicht ganz vertheidigen. Eben ist die Wonne als eine erquickende Frühlingsluft geschildert worden, die in dem Lande, welches der Pilot erreicht hat, über allen Gegenständen webet, allgegenwärtig, aber nirgends sichtbar ist. Flügel werden ihr bloß metaphorisch, wie dem Winde überhaupt, zugeschrieben. Jezt bekommt sie eine sichtbare Gestalt und wird zur Person:

Ihr Gefieder nicht mit Aschen
 Trauriger Vergangenheit
 Für die Schmähsucht mehr bestreut,
 Glänzet rein und hell gewaschen
 Wie des Schwanes Silberkleid.

(314) Dies verträgt sich nicht mit dem Vorhergehenden, und unterbricht durchaus die Allegorie, die in der folgenden Strophe weiter fortgeht. Der oben angeführte Rezensent tadelt Aschen als unrichtig. Dagegen ließe sich noch einwenden, daß es vielleicht der alte Dativus für: mit der Asche, so wie: auf Erden, statt: auf der Erde sein soll; und daß, wenn es auch für den Pluralis angenommen wird, Dichter in alten und neuern Sprachen immer die Freiheit gehabt haben, einen Pluralis von Wörtern zu machen, bei denen er in Prosa nicht gebräuchlich war. Dieses inzwischen beiseite gesezt: was bedeutet die Asche? Ich glaubte lange, sie solle entweder den Kummer, welcher vorhin die Wonne trübte, oder den Tadel, der sie traf, anzeigen, und dabei blieb mir ungeachtet alles Nachsinnens der Zusaz: für die Schmähsucht, unerklärbar. Endlich bin ich darauf gefallen, daß die Asche auch das Fehlerhafte, Verdämliche an dieser vormaligen Freude bedeuten könne.

Hieran fand die Schmähsucht freilich Stof für ihre Neigung. In-
dessen ist doch der Ausdruck zum mindesten zweideutig; den Meisten,
befürchte ich, wird er sogar verschroben vorkommen.

Die nächste Strophe hält uns schadlos. In dem Tempe wohnt
— nicht mehr Molly, nicht mehr Adonide! Erhoben über die Sterb-
lichkeit (315) ist sie nun; sie und die Göttin der Himlischen sind Eins.

In dem Paradiesgefilde,
Wie sein Aug' es nimmer sah,
Waltet mit des Himmels Milde,
Nach der Gottheit Ebenbilde,
Adonid-Urania.

Ich will nicht darüber kritteln, daß das Paradiesgefilde
und das Ebenbild der Gottheit so nahe bei Urania stehen, da
sie doch zu einem ganz andern Ideenkreise gehören. Der Dichter
brauchte Bilder von göttlichen Dingen; er nahm sie, wo er sie
fand. Und welche Majestät in dem allen! Wie konnte die Apotheose
kürzer, kräftiger, tönender ausgedrückt werden, als durch die Zu-
sammensetzung der beiden Namen, die so schön ineinander fließen?

Froh hat sie ihn aufgenommen,
Hat erquickt mit süßem Lohn
Ihn, des Kummers müden Sohn.
„Nun, o lieber Mann, willkommen!“
Sang ihr Filomelenton.

Simpel und herzlich! Die Vergötterte liebt noch wie eine
Sterbliche. Im gänzlichen Unbewußtsein ihrer Hoheit, empfängt
sie ihn, und ergießt das Entzücken, ihn nun lieben zu dürfen, in
einem naiven aber innigen Grusse.

(316) „Sang ihr Filomelenton“ sagt der öfter angeführte
Rezensent, ist unrichtig. Freilich singt der Ton eigentlich nicht:
er wird gesungen; eigentlich singt die Stimme. Allein, wenn
man in allen Dingen so den eigentlichen Ausdruck verlangen wolte,
so fände überall keine Poesie, vorzüglich keine lyrische Poesie
mehr statt. Und dann, wie wahr und ausdrucksvoll ist das Wort
sang an dieser Stelle! Bei den zärtlichsten Akzenten der Liebe
modulirt sich in der That die sanfte Stimme des Weibes zum
Gesange, welches hier noch überdies durch die reinen, weichen,
geflöteten Töne in dem Verse: Nun, o lieber Mann, will-
kommen! so reizend versinnlicht ist.

Ach, in ihren Feenarmen
Nun zu ruhen, ohne Schuld;
An dem Busen zu erwärmen,
An dem Busen voll Erbarmen,
Voller Liebe, Treu und Huld.
Das ist mehr, als von der Kette,
Aus der Folterkammer Pein,
Oder von dem Rabenstein
In der Wollust Flaumenbette
Durch ein Wort entrückt zu sein.

Ist es wahr, was mir begegnet,
Oder Traum, der mich bethört,
Wie er oft den Armen segnet

Und ihm goldne Berge regnet,
 Die ein Hahnenruf zerstört?
 Darf ichs glauben, daß die Eine,
 Die sich selbst in mir vergißt,
 (317) Den Vermählungskuß mir küßt?
 Daß die Herliche die Meine
 Ganz vor Welt und Himmel ist? —

Alles schön! So fühlbar auch die selige Ueberzeugung von der Veränderung seines Schicksals ist, so ist diese doch zu groß und zu plötzlich, als daß nicht noch ein leiser Zweifel sich regen sollte, ob nicht alles ein Fantom der verirten Fantasie sei. Nur die Folterkammer und der Rabenstein scheinen mir mit einem harten Miston die Harmonie zu zerreißen. Der Rabenstein! Er gehört nicht in diese Götterwelt.

In der ersten Hälfte der letzten Strophe sind mit einer ganz eignen Kunst die weiblichen Reimwörter, welche die einzigen in unsrer Sprache sind, die so endigen, und zugleich sehr weit von einander liegende Begriffe bezeichnen, so natürlich herbeigeführt, als ob sie gar nicht anders stehen dürften. Dies ist noch an andern Stellen des hohen Liedes der Fall, wo wir es nicht ausdrücklich bemerken, und eins von den Geheimnissen der Kunst zu reimen, woran der Meister in der Sprache und Versifikation, wie der Löwe an der Klaue erkant wird.

Durch das Wiederauffassen des Ausdrucks Herliche in der folgenden Strophe, ist der Uebergang noch faßlicher, und zugleich auch lyrischer (318) geworden, indem es einer stark bewegten Seele sehr natürlich ist, daß sie sich, sobald eine ihr wichtige Idee nur ganz leise angeregt wird, plötzlich mit ihrer ganzen Kraft zu der damit verwandten Ideenreihe hinwendet.

Hohe Namen zu erkiesen
 Ziemt dir wohl, o Lautenspiel!
 Nie wird die zu hoch gepriesen,
 Die so herlich sich erwiesen,
 Herlich ohne Maß und Ziel:
 Daß sie, trotz dem Hohngeschreie,
 Trotz der Hofnung Untergang,
 Gegen Sturm und Wogendrang,
 Mir gehalten Lieb' und Treue
 Mehr als hundert Monden lang.

Nunmehr kömt er auf ihr Lob. Doch, was preißt er zuerst an ihr? Nicht was sie ist, sondern was sie that. So ist es in der Natur. Eigenschaften knüpfen zuerst das Band der Liebe. Thaten machen es unzerreißbar fest. Auch vorhin war es nicht der Busen voll Jugendreizes, sondern der Busen,

voll Erbarmen,
 Voller Liebe, Treu und Huld,
 an dem er sich so selig fühlt.

Ich bemerke noch, wie geschickt durch den Ausdruck: Mehr als hundert Monden lang, ohne jene chronologische Genauigkeit, die im Petrarka oft so unpoetisch auffällt, doch ein (319) bestimmter Begriff von der Dauer der Leidenschaft gegeben wird.

Und warum, warum gehalten?
 Kont' ich, wie der Grossultan,
 Ueber Millionen schalten?
 War ich unter Mannsgestalten
 Ein Apoll des Vatikan?
 War ich Herzog großer Geister,
 Strahlend [Bürger: Prangend] in dem Kranz von Licht,
 Den die Hand der Fama flicht?
 War ich holder Künste Meister?
 Ach, das alles war ich nicht!

Herzog großer Geister ist ein Opitzischer ächtdeutscher Ausdruck, der wohl verdiente wieder erneuert zu werden. Sehr richtig geordnet ist die Stufenfolge der Eigenschaften, die ein Weib fesseln können: Macht und Reichthum, Ruhm und Genie; holde Künste gelten in der Liebe mehr als das alles. Wie wohl ist es ferner überlegt, daß die Schilderung jener verschiedenen Vorzüge mit glänzenden Ausdrücken pranget, das willige Geständniß aber: Ach! das alles war ich nicht! einfältig und schmucklos und leise wie ein Seufzer darauf antwortet.

Einen ernsten Blick wendet er nun auf die für ewig entflohene Jugend. Was hätte er werden können, hätte glückliche Liebe ihn empor getragen!

(320) Zwar — ich hätt' in Jünglingstagen,
 Durch beglückter Liebe Kraft
 Lenkend meinen Kämpferwagen,
 Hundert mit Gesang geschlagen,
 Tausende mit Wissenschaft!
 Doch des Herzens Loos, zu darben,
 Und der Gram, der mich verzehrt,
 Hatten Trieb und Kraft zerstört.
 Meiner Palmen Keime starben
 Eines mildern Lenzes Werth.

Ein gerechter Stolz, durch alte Erinnerungen aufgeweckt, liegt in diesem Zwar, der aber gegen das Ende der Strophe sich in Wehmut auflöset und dem Leser Wehmut einhaucht. Denn was ist rührender als edle Anlagen so niedergeschmettert zu sehen, daß sie sich nie wieder aufzurichten vermögen? Und doch! Wer aus den Trümmern seines Glücks solchen Stolz, solches Selbstgefühl rettet, der hat noch nicht alles verloren; der war es werth, daß eine zärtliche Schwärmerin um seinetwillen alles Glück von sich stieß, und Elend wählte für Liebe.

Sie mit aller Götter Gnaden
 Hoch, an Seel' und Leib, geschmückt,
 Schön und werth, Alcibiaden
 Zur Umarmung einzuladen,
 Hätt' ein Beßrer leicht beglückt.
 Hymen hätte zur Belohnung
 Sie im Freudenchor umschwebt,
 Und ein Leben ihr gewebt,
 Wie es in Kronions Wohnung
 Hebe mit Alciden lebt.

(321) In königlichen Schmuck ist die ganze Strophe gekleidet; der Schluß, der in unsrer Sprache ohne die griechischen Namen gar

nicht so tönend hatte gemacht werden können, setzt ihr die Krone auf. Nur scheint der Zusatz zur Belohnung ein wenig zu schleppen, oder man wird wenigstens versucht zu fragen: zur Belohnung wofür? Für angeborne Gaben verdient man keine Belohnung; und wie viel hätte Adonide an ihrem sittlichen Werth verloren, wenn sie solch einen Tausch hätte annehmen können? Das Bild: er hätte ihr ein Leben gewebt, ist von den Parzen, die die Faden des menschlichen Schicksals spinnen, auf eine allerdings erlaubte Weise auf den Hymen übertragen; indessen entfernt es sich doch etwas von den vorhergehenden Zeilen, wo die Freude, die Hymen gewährt, unter den Tänzen eines ewigen Festes vorgestellt wird.

Deunoch, ohne je zu wanken,
 Käm' ihr ganzes Heil auch um,
 Schlangen ihrer Liebe Ranken
 Um den hingewelkten Kranken
 Unablöslich sich herum.
 Schmelzend im Bekümmernisse,
 Dass der Eumeniden Schaar,
 Die um ihn gelagert war,
 Nicht in Höllenglut ihn risse,
 Bot sie sich zum Opfer [Bürger: Schirme] dar.

(322) Das sanfte liebliche Weib war stark genug, den Vorurtheilen zum Trotz, der Natur treu zu bleiben — nicht aus Heldenmut — nein, aus Unbekümmernheit; fähig, sich ohne allen Eigennuz dem Hange ihres Herzens hinzugeben; sich in ihrer Liebe nicht durch den Hohn erniedrigt, wenn auch verwundet zu fühlen; die Hoffnung sogar, diese heimliche Stütze großer Aufopferungen, entbehren zu können. Von Liebe beseelt, schätzte sie, wußte sie es vielleicht nicht, was sie für ihn that; er aber weis und erkennt es, und fühlt sich gedrungen, jedes Opfer, das er kan, ihr wiederum zu bringen.

Macht in meiner Schuld, o Saiten,
 Ihrer Tugend Adel kund!
 Wahrheit knüpfe des geweihten
 Lautenschlägers Hand zu leiten
 Mit Gerechtigkeit den Bund!
 Manche Tugend mag er missen:
 Aber Du, Gerechtigkeit,
 Warst ihm heilig jederzeit!
 Nein! mit Willen und mit Wissen
 Hat er nimmer Dich entweiht.

Ruf' es laut aus voller Seele:
 Schuldlos war ihr Herz und Blut!
 Welches Ziel die Rüge wähle,
 O so trifft sie meine Fehle,
 Fehle meiner Liebeswut!
 Geißle mich des Hartsinns Tadel!
 Wölke sich ob meiner Schuld
 (323) Selbst die Stirne milder Huld!
 Büß' ich nur für ihren Adel,
 O so büß' ich mit Geduld.

Gerecht im Wesen der That, und edel in der Art sie auszuführen. Selbst von den Verirrungen ihres weichen Herzens, um derentwillen er sie anbetet, und in denen jeder, der menschlich gesinnt ist, noch die schöne weibliche Eigenschaft ehret, aus der sie entsprangen, soll seine Geliebte die Schuld nicht tragen; Er nimt sie auf sich. Um seiner Aussage noch mehr Glauben zu verschaffen, gesteht er seine sittlichen Mängel ein, nur auf die Tugend der Gerechtigkeit macht er Anspruch. —

Ha, nicht linder Weste Blasen
 Wehte mich zu Lieb' und Lust!
 Nein, es war des Sturmes Rasen!
 Flamme, Steine zu verglasen
 Heiß genug, entfuhr der Brust!

Stark ist der Ausdruck in den beiden letzten Zeilen freilich, aber mir dünkt er fast gigantisch. Eine Flamme, die heiß genug ist, Steine zu verglasen? Weg mit dem chemischen Bilde!

Nur in Plutons grausen Landen
 Hätten, eisern in der Pflicht,
 Welche keine Noth zerbricht,
 Unholdinnen widerstanden:
 Doch die zarte Holdin nicht! —

(324) Sie fiel, sie widerstand dem Ungestüm seiner Leidenschaft nicht; aber, um sie zu verdammen, müßte man das Vorrecht der schönsten, stärksten und schwächsten Seite der Menschheit verkennen. Unholdinnen brechen ihre Pflicht nie, nicht aus Liebe zum Guten, sondern weil das süße Flehen nicht eindringt in die eiserne Zusammensetzung. Einen Sterblichen, der unverwundbar, wie in den Höllenfluß getaucht, für die Pflicht kämpfte, ohne Haß und Liebe, könnten wir nur wie einen Fremdling auf der Erde, wie ein unbekanntes Wesen mit Schauern betrachten. Menschliche Tugend muß fehlen können. Sie schmilzt, sie darf schmelzen in der Glut, die einen menschlichen Busen erwärmt, in eben der Glut, in der sie lebt und gedeiht.

Unglückssohn, warum entflammte
 Deinen Busen solche Glut?
 Sprich woher, woher sie stammte?
 Welches Zaubers [Bürger: Dämons] Macht verdammte,
 Frevler, dich zu dieser Wut? —
 Eitle Frage! Nimm, Gesunder,
 Nimm mein Herz und meinen Sinn
 Ohne dieses Fieber bin!
 Staune dann noch ob dem Wunder,
 Wie ich dieser war und bin!

Der Dichter konnte nicht umhin, bei der Darstellung seiner Leidenschaft ein Wort von der Person derjenigen zu sagen, die sie erregte. Nichts (325) war gefährlicher, als daß dies in den abgenutzten Gemeinplaz von den Reizen der Geliebten ausarten mögte. Wie hat er sich aber durch die Wendung zu helfen gewußt! Er schildert nichts selbst; er fodert nur seinen Zuhörer auf, zu sehen, und dann der Macht solcher Reizungen nicht zu unterliegen. Dadurch ist alles energisch geworden, hat Leben und Hand-

lung bekommen, da hingegen das bloße Malen in der Poesie immer kalt läßt.

Nimm mein Auge hin, und schaue,
Schau in ihres Auges Licht!
Ah, das klare Himmelblau,
Das so heilig sein: Vertraue
Meinem Himmelssinne spricht!
Sieh die Pfirsichzier der Wange,
Sieh nur halb, wie auf der Flucht,
Dieser Lippe Kirschenfrucht,
Ach, und werde von dem Drange
Deines Durstes nicht versucht!

Sieh, o Blöder, auf und nieder,
Sieh mit meinem Sinn den Bau
Und den Einklang ihrer Glieder!
Wende dann das Auge wieder,
Sprich: ich sah nur eine Frau!
Sieh das Leben und das Weben
Dieser Graziengestalt,
Sieh es ruhig an und kalt!
Fühle nicht das Wonnebeben
Vor der Anmut Allgewalt!

Fast jeder Zug dieser Schilderung läßt Seele in der Gestalt erblicken; und das ist der höchste (326) Ruhm der Schönheit, wenn sie sich gleichsam hinter dem Ausdrucke zurückzieht, und dadurch jeden Eindruck, den sie macht, heiligt. — Nun wird die wollüstige Schwärmerei des Sängers immer trunkner; seine Bezauberung wächst; die Reize der Angebeteten werden immer idealischer, immer geistig sinnlicher und sinnlich geistiger.

Hat die Milde der Kamönen
Gütig dir ein Ohr verliehn,
Aufgethan den Zaubertönen,
Die in Leid und Freudenthränen
Seelen aus den Busen ziehn:
O, so neig' es ihrer Stimme,
Und es ist um dich gethan!
Deine Seele faßt ein Wahn,
Daß sie in der Flut verglimme
Wie ein Funk' im Ozean.

Nirgends fand ich noch die Gewalt der Töne über das menschliche Herz so und in solchen Tönen ausgedrückt. Ich mag mir diese Strofe so oft vorsagen, als ich will: ich zerschmelze bei ihr immer von neuem in wunderbarer Rührung.

Der Rezens. in der Leipz. Bibl. hält Wahn in der achten Zeile für das unrechte Wort: Auch müsse es der Wahn und nicht ein Wahn heißen. Wahn heißt ja eine Einbildung, ein Blendwerk der Fantasie und ist hier also gerade das rechte Wort. Und warum nicht ein Wahn, so wie man sagt eine Einbildung?

(327) Nahe dich dem Taumelkreise,
Wo ihr Nelkenathem weht:
Wo ihr warmes Leben leise
Nach Magnetestromes Weise
Dir an Leib und Seele geht!

Eben derselbe Rezens. findet die beiden ersten Zeilen höchst abentheuerlich. Nahe dich dem Taumelkreise, dem Kreise, in welchen niemand treten kann, ohne von einem Taumel ergriffen zu werden; wo ihr Nelkenathem, ihr süßduftender Athem, weht; ich dünkte, das wäre bis zur Simplizität natürlich. Doch, wer mag etwas, das ein Dichter so im höchsten Entzücken der Liebe sagt, wie diese und die folgenden Zeilen, grammatisch zergliedern? Mag es sein, daß nur ein Rausch, ein süßer Wahnsinn so träumen läßt: dieser Rausch, dieser süße Wahnsinn, diese holdseligen Träume gehören zu den Mysterien der Liebe! Wie sind diese Verse gleichsam hingeathmet! Wie gaukeln sie mit ihrer wellenförmigen Bewegung so gefällig heran!

Arm und Arm dann um einander!
 An einander Brust und Brust!
 Wenn du dann in heißer Lust —
 Ha, du bist ein Salamander,
 Wenn du nicht zerlodern mußt! —

Ich fühle, daß der Dichter beim Schlusse dieser Strophe erstaunlich viel gewagt hat. Bei (328) einer geringern Vorbereitung, in einer andern Verbindung, hätte so leicht das Bild vom Salamander, besonders, da dies das Reimwort ist, und daher die Aufmerksamkeit noch stärker auf sich zieht, etwas Komisches bekommen und die Wirkung verderben können. Aber so, wie es jetzt steht, ist äußerst viel Natur darin. Er wird unwillig darüber, daß der, mit dem er in seiner Vorstellung spricht, nicht so stark wie er selbst von den Reizen seiner Geliebten gerührt wird. Bei den Worten:

Wenn du dann in heißer Lust —

scheint er, von der Heftigkeit seines Gefühls überrascht, gleichsam auf einen Augenblick zu verstummen, und dann nach dem ersten, dem besten Worte zu greifen, welches sich zum Ausdruck desselben ihm darbietet. Wie ein Blitz trifft diese rasche Wendung des Schlusses.

Doch still! Der Sänger hebt in einer ganz veränderten Stimmung wieder an. Sein feierlicher Ton heischt unser andächtiges Lauschen. Er denkt sich ihre geistige Vollkommenheit und nun scheint ihm alle ihre irdische Schönheit dieser nur untergeordnet zu sein.

Steig' empor vom Erdenhale,
 Was auch Florens Hand es kränzt!
 Sonne dich, o Lied, im Strale
 Der herab vom Göttersaale
 Diesen Frühling überglänzt!

(329) Der Rezens. sagt von dieser ganzen Stelle, die sich bis zur 29ten Strophe erstreckt, sie sei ihm und mehreren andern völlig unerklärlich. Er ahnde freilich, daß hier geistige Vollkommenheiten gepriesen würden; aber er ahnde es auch nur. Auch wage er es nicht zu entscheiden, ob damit Adonide oder sonst jemand gemeint sei. — Unbegreiflich! Ich gestehe gern, daß man das hohe Lied, und vorzüglich diese Stelle vielleicht beim ersten Lesen nicht ganz faßt, daß es Studium fodert; doch ein solches Gedicht ist auch

des Studiums werth. Wie kan man darauf fallen, daß der Dichter hier jemand anders preisen wolle, als seine Geliebte? Und was ist natürlicher, als daß die Jugendblüthe weiblicher Reize mit einer anmutigen Gegend im Schmucke des Frühlings; der Geist aber, der sie belebt, mit der Sonne verglichen wird, die Licht und Wärme über die Frühlingsgegend verbreitet? Die Vergleichung wird noch weiter fortgeführt:

Siehe, wie des Maies Wonne,
So verarmt Autumnus Horn;
Wir verschwelgen Most und Korn:
Aber nie versiegt die Sonne,
Gottes goldner Segensborn.

Der irdische Reiz eines Weibes ist vergänglich, wie die Blüthe des Frühlings und der Segen des Herbstes, aber der Genuß, den geistige (330) Vollkommenheit gewährt, bleibt ewig. Ich finde hier noch nichts dunkles. Der Dichter hat sogar, um Misverständnis zu verhüten, den Gedanken mit eigentlicheren Worten, doch noch immer in Rücksicht auf das Gleichniß von der Sonne, wiederholt:

Ohne Wandel durch die Jahre,
Durch den Wechsel aller Zeit,
Leuchtet hoch das reine, klare
Geistig-Schöne, Gute, Wahre
Dieser Seel' in Ewigkeit.

Nun wird freilich der Ideengang mystischer; die Farben werden ätherischer, und fließen luftig ineinander:

Lebensgeist, von Gott gehauchet,
Odem, Wärme, Licht zu Rath,
Kraft zu jeder Edelthat,
Selig, wer in dich sich tauchet,
Du der Seelen Labebad!

Schmeichelflut der Vorgefühle
Hoher Götterlust schon hier
Waltet oft, bei Frost und Schwüle,
Wie mit Wärme, so mit Kühle,
Lieblich um den Busen mir.

Wenn man dies dunkel nennen will — Wer hat wohl nie etwas Unaussprechliches empfunden? Wer wurde dann nicht ein Kommen und Fliehen der Bilder in seiner Seele gewahr, die sich immer in andre auflösten, wenn sie kaum noch Gestalt hatten? Wohl! um dem Unaussprechlichen (331) näher zu kommen, hat der Dichter nur dies Eine Mittel: den Gang der Fantasie nachzuahmen. Aber alsdann singt er auch nur für Fantasie und Herz; nicht der grübelnde Verstand, nur Fantasie und Herz muß ihn richten.

Jetzt steigt er wieder in die Region bestimmter Begriffe herab. Die Betrachtung ihrer Tugenden ist ihm eine himmlische Offenbarung:

Fühlet wohl ein Gottesseher,
Wenn [Bürger: Wann] sein Seelenaug' entzückt
In die bessern Welten blickt,
Fühlt er seinen Büsen höher,
Unaussprechlicher beglückt?

O der Wahrheit! o der Güte!
 Rein wie Perlen, ächt wie Gold!
 O der Sittenanmut! Blüthe
 Je im weiblichen Gemüthe
 Jeder Tugend Reiz so hold?

Welch ein unnenbarer Seelenfrieden athmete aus dem folgenden!

Hinter sanfter Hügel Schirme
 Wo die Purpurbeere reift
 Und der Liebe Nektar träuft,
 Hat kein Fittig rauher Stürme
 Dies Elysium bestreift.

Da vergiftet nichts die Lüfte,
 Nichts den Sonnenschein und Thau,
 Nichts die Blum' und ihre Düfte;
 Da sind keine Mördergrüfte;
 Da beschleicht kein Tod die Au;
 (332) Da berückt dich keine Schlange,
 Zwischen Moos und Klee versteckt;
 Da umschwirrt dich kein Insekt,
 So das Lächeln von der Wange,
 Aus der Brust den Frieden neckt.

Das Gemüt seiner Geliebten ist dem Dichter ein gesegnetes Land, wo er wohnt; ein Land dem keine Feindseligkeit, kein Ungemach sich nahen darf; wo noch das goldne Zeitalter herrscht; wo Unschuld, Ruhe und Liebe ihren Siz haben. Nur ihm ist dieses Heiligthum ganz offen; ihm, den ihr Herz, der Ort, wo ein kindlicher Sinn jene Eigenschaften gleichsam einheimisch glaubt, willig zu sich einladet; ihm, der in dem Bilde:

Hinter sanfter Hügel Schirme
 Wo die Purpurbeere reift,
 Und der Liebe Nektar träuft,

die sinnliche Wollust, die ihm dort zu Theile wird, nur ahnden lassen will, obgleich diese Wollust mit zarter Unschuld verschwistert, selbst den Grazien nicht misfallen kan. —

Was bei dieser Allegorie den Leser irren könnte, ist, daß er es noch nicht vergessen hat, daß vorhin ein Thal, von Florens Hand bekränzt, die körperlichen Reize der Geliebten bezeichnete, da jezt fast das nämliche Bild auf ihre geistigen Eigenschaften angewandt wird. Indessen hat es doch so viele verschiedene Modifikationen erhalten, daß es wohl für ein ganz neues (333) Bild gelten kan. Und gesetzt auch, es läge in dieser und den vorhergehenden Vorstellungarten etwas, das nicht ganz träfe, wie können wir den Dichter deshalb anklagen, da er es selbst eingesteht, zugleich aber sich rechtfertigt:

Doch, du fühltest dich verlassen,
 Lied, in dieser Region!
 Lange weigern sich dir schon,
 Das Unsägliche zu fassen,
 Bild, Gedanke, Wort und Ton.

Bei einem Rückblick auf alles, was der Dichter zum Lobe Adonidens gesagt hat, bietet sich einem überall der unverkennbare

Karakter der Wahrheit, Einheit und Uebereinstimmung dar. In dem Gemälde ist nirgends Ueberladung oder Disharmonie. Er leiht ihr keine von aller Individualität entkleidete, abstrakte Vollkommenheit, keinen strahlenden Heroismus; nichts, das die anziehende Kraft, den Zauber der stillen anspruchlosen Weiblichkeit vernichten könnte. Anmut, Wahrheit, Güte, von diesen Grundlinien weicht er nicht, auch nicht in der Darstellung ihrer körperlichen Reize. Kein mächtiges Feuer im Auge, kein stolzer Wuchs der Glieder — in jenem bescheidner Ausdruck, in diesen lieblicher Einklang.

Etwas ganz anders ist es, wenn er von dem Eindrücke spricht, den sie auf ihn macht. Dann trägt ihn seine Schwärmerei in ungemessne (334) Höhen empor, und nirgends mit so erhabner Kühnheit als in den folgenden Strofen, wo er die Seligkeit schildert, die solch ein Weib zu geben vermag.

Der, dem sie die Götter schufen
Zur Genößin seiner Zeit,
Ist vor aller Welt berufen,
Zu erobern alle Stufen
Höchster Erdenseligkeit,
Ihm gedeihn des Glückes Saaten,
Seinem Wunsch ist alles [Bürger: jedes] Heil,
Ehre, Macht und Reichthum feil:
Denn zu tausend Wunderthaten
Wird Vermögen ihm zu Theil.

Durch den Balsam ihres Kusses
Höhnt das Leben Zeit [Bürger: Sarg] und Grab;
Stark im Segen des Genusses
Giebts der Flut des Zeitenflusses
Keine seiner Blüten ab.
Rosigt hebt es sich und golden,
Wie des Morgens lichtet Haupt,
Seiner Jugend nie beraubt,
Aus dem Bette dieser Holden,
Mit verjüngtem Schmuck umlaubt.

Vorzüglich erkennt man in der zweiten Strofe die ersten Schöpfungen einer durch Liebe neugebornen Fantasie. Alles darin ist im höchsten Grade lebendig und bildlich darstellend. Wie ist das geradezu Sinnliche in der Zeile:

Aus dem Bette dieser Holden,
durch die innige Vermählung mit dem Geistigen (335) fast göttlich geadelt! — Hier glüht ein Funken des wahren Wesens wahrer Liebe, den man nur mit der süßen Verwirrung auffängt, mit der man Bilder faßt, welche irgend eine innerste Idee, für welche man keinen Ausdruck hatte, deutlicher machen.

Welch ein Kontrast zwischen dem Tone dieser und der folgenden Strofe:

Erd' und Himmel! Eine Solche
Solt' ich nicht mein eigen sehn?
Ueber Nattern weg und Molche,
Mitten hin durch Pfeil' und Dolche
Kont' ich stürmend nach ihr gehn.

Mit der Stimme der Empörung
 Kont' ich furchtbar: Sie ist mein!
 Gegen alle Mächte schrein;
 Tempel lieber der Zerstörung,
 Eh' ich ihrer mißte, weihn.

Und doch wie natürlich der Uebergang! Vorhin hat er sich wegen der Heftigkeit einer Begierde, die den Gegenstand, dem sie nachstrebte, elend machte, einen Frevler gescholten. Durch die Betrachtung dessen, was sie ist, und was sie dem, den sie liebt, zu geben vermag, gedrungen, widerruft er dies jezt. Alles konnte und durfte er wagen, um sie dem Schicksale abzugewinnen.

Wir dürfen hier nicht unbemerkt lassen, wie in der lezten Hälfte der Strophe der schwerfällige weibliche Reim, bei welchem die Stimme länger (336) als gewöhnlich verweilen muß, den schon so mächtigen Nachdruck noch vermehren hilft.

Singt mir nicht das Lied von Andern!
 Andre sind für mich nicht da:
 Solt' ich auch, gleich Alexandern,
 Durch die Welt erobernd wandern,
 Ost- und Westhin, fern und nah.
 Andre füllen Andrer Herzen;
 Andre reizen Andrer Sinn.
 Wenn ich erst ein Andrer bin,
 Dann sind Andrer Lust und Schmerzen
 Mir Verlust auch und Gewinn.

Nach dem Urtheile des Rezensenten soll die achtmalige Wiederholung des Worts Andre in dieser Strophe ein wahres Misgetön verursachen. Auf den zartesten Wohlklang war es hiebei freilich wohl nicht abgesehen. Aber der wäre auch hier nicht an seiner Stelle, bei diesem wegwerfenden Troze, der selbst in den häufigen Wiederholungen sich so treffend schildert. Wie kurz und nervig ist gleich die erste Zeile! Nur am Schlusse scheint eine kleine Unrichtigkeit im Ausdrucke zu liegen. Der Sinn soll doch wohl sein: Wenn ich erst ein Andrer bin, werde ich auch an eben demjenigen Misfallen und Wohlgefallen finden, woran Andre es finden; und so wie es jezt steht, könnte man es leicht erklären: Wenn ich erst ein Andrer bin, dann werde ich an dem Guten und Bösen, das Andern widerfährt, Antheil nehmen.

(337) Läßt, so ganz nach allen Fernen,
 So von allem abgetrennt,
 Was die Sehnsucht mögte kornen,
 Schwebend zwischen Meer und Sternen,
 Von des Durstes Glut verbrennt,
 Läßt die Strebekraft sich dämpfen
 Wenn wir dann, so weit wir sehn,
 Eine Labung nur erspähn?
 Gilt was anders als erkämpfen,
 Oder kämpfend untergehn?¹⁾

¹⁾ Wenn der Rezensent diese Strophe wegen des Mangels an logischem und grammatischem Zusammenhange für leeren Klingklang ausgiebt, so wünschte ich, er hätte seine Behauptung zu beweisen gesucht;

Der Ausdruck körnien ist nicht allzugewöhnlich, und hier wohl nur durch den Reim herbeigeführt. Der Gedanke:

Wenn wir dann, so weit wir sehn,

Eine Labung nur erspähn,

(338) ist in den ersten Zeilen schon antizipirt; denn die Labung ist doch wohl das, was die Sehnsucht körnien mögte. Uebrigens bahnt diese nachdrückliche Schilderung der ehemaligen Lage des Dichters, in der jeder Zug darauf abzweckt, sein Verfahren in derselben zu rechtfertigen, den Weg zu dem Jubel, der das Gedicht beschließt, durch eine schnelle Vergleichung jenes Zustandes mit seinem jezigen:

Herr des Schicksals! Deine Hände

Wandten meinen Untergang!

Nun hat alle Fehd' ein Ende;

Dich, o neue Sonnenwende!

Grüßet jubelnd mein Gesang.

Die Sonnenwende ist eine eben so treffende als neue Metapher für die Epoche einer plötzlichen Schicksalsveränderung. Nur steht die Fehde zu nahe dabei; es ist mit den Bildern hier wieder zu flüchtig gewechselt. — Der nunmehr Beglückte läßt seine jauchzende Freude sofort in eine Hymne ausströmen:

Hymen, den ich benedeie,

Der Du mich der langen Last

Endlich nun entladen hast,

Habe Dank für deine Weihe!

Sei willkommen, Himmelsrast!

Sei willkommen, Fackelschwinger!

Sei begrüßt im Freudenchor,

Schuldversöhner, Grambezwinger!

Sei gesegnet, Wiederbringer

Aller Huld, die ich verlor!

Doch nicht lange verweilt er dabei. Einige dithyrambisch wiederholte Grüße und hohe Ehrennamen, die der gepriesenen Gottheit beigelegt werden, fassen das Stärkste, was sich sagen läßt, bündig zusammen. Er schaut friedlich umher; alles ist mit ihm, er mit allem ausgesöhnt:

Ach, von Gott und Welt vergeben,

Und vergessen werd' ich sehn

Alles, was nicht recht geschehn,

Wann im schönsten neuen Leben

Gott und Welt mich wandeln sehn.

alsdann würde es sich vermutlich gezeigt haben, daß er diese, sowie mehrere andre Stellen im hohen Liede nicht recht verstanden habe. Was den Mangel an grammatischem Zusammenhange betrifft, so kan ich ungefähr rathen, daß das auf die Partizipalkonstruktion gehen soll, die entweder so gefaßt werden muß: Läßt die Strebekraft — so ganz abgetrennt — schwebend — verbrennt, sich dämpfen; oder so: Läßt die Strebekraft sich dämpfen, wenn wir, so ganz abgetrennt — schwebend — verbrennt u. s. w. Dies ist aber eine Konstruktion, dergleichen es in andern Sprachen noch weit härtere giebt, und dergleichen sich selbst unsre besten Schriftsteller erlaubt haben.

Doch noch Einen zürnenden Blick hat er für die Verleumdung, die es wagte, seine Heilige anzugreifen; gegen die er, selbst aus Schonung für sie, lange hatte schweigen müssen.

Schände nun nicht mehr die Blume
Meiner Freuden, niedre Schmach!
Schleiche bis zum Heiligthume
Frommer Unschuld nicht dem Ruhme
Meiner Auserwählten nach!
Stirb nunmehr, verworfne Schlange!
Längst verheertest du genug!
Ihres Retters Adlerflug
Rauscht heran in Waffenklange
Dessen, der den Python schlug.

So vernichtend und niederschmetternd auch hier der Ton ist, so darf er doch dabei des Bei- (340) falls aller Gerechten gewiß sein, da er vorher in einem so hochachtungsvollen Tone zu den Edlen sprach, von denen seine Geliebte miskant worden war. *) Wie furchtbar schön, mit wie mächtigem Klange wälzen sich die letzten Zeilen heran! Wer die Leyer Apollons so zu schlagen versteht, den kleidet auch die Rüstung des Gottes.

Schwing', o Lied, als Ehrenfahne
Deinen Fittig um ihr Haupt!
Und erstatt' ihr, trotz dem Wahne,
Was ihr mit dem Drachenzahne
Pöbellästerung geraubt!
Spät, wan dies' im Staubgewimmel
Längst des Unwerths Buße zahlt,
Stral', in dies Panier gemalt,
Adonide, wie am Himmel
Dort die Halmenjungfrau stralt.

Erdentöchter, unbesungen,
Roher Faunen Spiel und Scherz,
Seht, mit solchen Huldigungen
Lohnt die theuren Opferungen
Des gerechten Sängers Herz!
Offenbar und groß auf Erden
Hoch und hehr zu jeder Frist,
Wie die Sonn' am Himmel ist,
Heißt ers vor den Edlen werden,
Was ihm seine Holdin ist.

Eine ähnliche Stimme des Selbstgefühls erhob sich im Anfange des Gesanges; nur mit (341) dem Unterschiede, daß sich hier die Stimme des Jubels und Triumphs einmischt. Dort trat der Kämpfer in die Schranken, hier steht er als Sieger am Ziele, aber nicht für sich, sondern für seine Geliebte greift er nach der Krone der Unsterblichkeit. — Trotz dem Wahne ist ein wenig dunkel, weil zu viel von dem Gedanken weggelassen ist. Dieser Wahn, der so schiefe Urtheile erzeugte, (so muß man's vielleicht auslegen) wird ohngeachtet der Ehrenrettung noch fort dauern, aber für die Zukunft doch fruchtlos sein.

*) In der Strophe: Ruf' es laut aus voller Seele u. s. w.

Lange hatt' ich mich gesehnet,
 Lange hatt' ein stummer Drang
 Meinen Busen ausgedehnet.
 Endlich hast du sie gekrönet,
 Meine Sehnsucht, o Gesang!
 Ach, dies bange süße Drücken
 Macht vielleicht ihr Segensstand
 Nur der jungen Frau bekant.
 Trägt sie so nicht vom Entzücken
 Der Vermählungsnacht das Pfand?

Vielleicht wird dies Bild nicht allen Lesern gefallen; es kömt bei dergleichen zu sehr auf individuelle Eigenheiten des Geschmacks an, die wiederum auf besondern Ideenverknüpfungen in den verschiedenen Köpfen beruhen. Aber Wahrheit enthält es wenigstens, und ist mit der zärtlichsten Sorgfalt behandelt.

(342) In der folgenden Strophe herrscht ganz die reine kindliche Freude über das Gelungene, ohne alle Beimischung von Selbstgefühl oder Ehrgeiz. Das Entzücken, dessen Ausguß der Gesang war, strömt aus ihm wieder auf das Herz des Dichters zurück. Wie wünscht er, es überall um sich her zu verbreiten!

Ah, nun bist du mir geboren,
 Schön, ein geistiger Adon!
 Tanzet nun, in Lust verloren,
 Ihr, der Liebe goldne Horen,
 Tanzt um meinen schönsten Sohn!
 Segnet ihn, ihr Pierinnen!
 Laß, o süße Melodie,
 Laß ihn, Schwester Harmonie,
 Jedes Ohr und Herz gewinnen,
 Jede Götterfantasie!

Kühn, lyrisch und festlich, und doch nicht unverständlich, ist in der ersten Hälfte der Strophe der Gedanke ausgedrückt: Liebende Seelen werden sich in ihren zärtlichsten Stunden an diesem Gesange ergözen. Man darf bei den Horen nicht an die Horen der Alten, die Begleiterinnen der Venus, denken. Horen sind hier überhaupt nur personifizierte Stunden oder Zeiten. Golden heißen sie wie: aurea Venus. Mit magischer Gewalt gewinnen die schmeichelnden Bitten am Ende Ohr und Herz und Fantasie.

Nimm, o Sohn, das Meistersiegel
 Der Vollendung an die Stirn!
 (343) Ewig stralen dir die Flügel,
 Meines Geistes helle Spiegel,
 Wie der Liebe Nachtgestirn!

Hierin soll nach dem Urtheile des Rezensenten kein Zusammenklang der Gedanken und Bilder sein. — Der Gesang wird wie ein geflügelter Genius vorgestellt; die Flügel deuten auf seinen lyrischen Schwung; warum soll sich der Geist des Dichters nicht in dem Schwunge des Gesanges abbilden können? Dies wird noch weiter geschmückt: Die Flügel des Gesanges stralen hell, wie der Stern der Venus, der schönste unter allen Sternen. Einheit fände sich doch also bei dieser beinahe blendenden Pracht. Die Zusammensetzung Nachtgestirn scheint leer zu sein, weil jedes Gestirn ja

ein Gestirn der Nacht ist. — Nun neigt sich das Lied zum Ende mit stiller Hoheit:

Schweb', o Liebling, nun hinnieder,
Schweb' in deiner Herlichkeit
Stolz hinab den Strom der Zeit!
Keiner wird von nun an wieder
Deiner Töne Pomp geweiht.

Es ist nicht poetische Phrase; es ist einleuchtende Wahrheit, was der Dichter am Schlusse sagt: nur Einmal in seinem Leben konte er so dichten. Wenn angebliche Kunstrichter nun meinen, er könne noch viel solche Lieder, ja, noch (344) weit befre hervorbringen, so ist das kaum des Spottes, sicher nicht der Verwunderung werth: Denn jedem Menschen muß das eine Thorheit sein, zu dessen Wahrnehmung ihm das Organ fehlt, und wenn es die Musik der Sphären wäre. — In jeder Kunst des Schönen giebt es nur äusserst wenig, was das Höchste genant zu werden verdiente; des vortreflichen ungleich mehr. Es giebt viel schöne Statuen des Apollo, aber nur Einen Apollo von Belvedere. Weil ein sehr reiner geschärfter Sinn für Vollkommenheit dazu gehört, jenes Höchste zu erkennen, so wissen die meisten es nicht von dem bloß Vortreflichen zu unterscheiden, und dennoch geschieht ihm ein größeres Unrecht, wenn es mit diesem verwechselt, als wenn dem Vortreflichen das Mittelmäßige zur Seite gestellt wird. Allerdings scheinen zwischen dem Mittelmäßigen und Vortreflichen mehrere Mittelstufen zu sein, als zwischen diesem und dem höchsten Gipfel der Kunst. Allein beim Ringen nach aesthetischer Vollkommenheit werden die Fortschritte um so schwerer, je näher man schon der Grenze gekommen ist, welche die Eingeschränktheit der menschlichen Natur nicht zu überschreiten erlaubt. Ein schon sehr erhabenes Ideal noch um ein wenig zu erhöhen, kostet vielleicht eine grössere Anstrengung jedes intellektuellen und sinnlichen Vermögens, als die erste Erfindung desselben. (345) Reine Himmelsluft weht da oben, die kein Sterblicher lange zu athmen vermag.

Gewöhnlich sind es daher auch ausserordentliche äußere Antriebe, die diese gewaltige Spannung der Geisteskräfte im Künstler erzeugen. Phidias hatte schon viele und vortrefliche Werke geliefert, als ihm edler Zorn über Athen, welches ihn undankbar verstoßen hatte, das Erhabenste derselben entlockte. *) Eine Gestalt von noch nie auf Erden gesehener Hoheit, solte sein Jupiter Olympius werden, und ward es. Man weis, wie eine Stelle des Homer gleich einem Zauberspruche seine arbeitende Seele traf, und die mächtige Geburt ins Dasein hervor rief.

Bürger leistete als Mann, was er als Jüngling für Ruhm nicht hätte leisten können. Diesmal aber dichtete er nicht für

*) S. Wieland über die Ideale der Alten.

Ruhm. Er wolte der Leidenschaft, die sein Leben erfüllt hatte, ein Denkmal setzen. Da schuf er das hohe Lied.

Wenn ein vortrefflicher Künstler, von überaus starker Liebe zu seinem Gegenstande beseelt, alles aufbietet, um ein Abbild von dem zu geben, was sein Geist in den Augenblicken seiner vollsten überschwenglichsten Existenz war, so ist zu erwarten, dass er dem, was vermöge der Eingeschränktheit seiner Kräfte, und des Widerstandes, oder der Unvollkommenheit der Materie, in und mit welcher er arbeitet (sei es nun Stein, Farbe, oder Sprache) (346) unerreichbar ist, näher kommen werde, als in seinen andern vortrefflichen Werken. Dies nannte ich vorhin das Höchste der Kunst. Denn es versteht sich, dass ein absolut höchster Punkt sich nicht festsetzen läßt, weil niemand sich anmaßen darf, die Grenzen des menschlichen Geistes auszumessen.

Ein Kunstwerk, das sich nur durch Eine Eigenschaft vorzüglich auszeichnet, kan die Seele nach dieser Einen Richtung hin stark bewegen; wenn aber der Künstler eine große Mannigfaltigkeit von Eigenschaften, die so heterogen sind, daß sie, noch einen Grad weiter getrieben, gar nicht mehr verträglich sein würden, zu einem schönen Ganzen innigst in einander verschmelzt hat, so entsteht ein süßes Staunen über die vielen Regungen, die gemischt in der Seele aufsteigen, und die geistigste Wollust gewähren. Dies empfand ich beim hohen Liede in einem Maße, wie bei wenig andern Gedichten. Mir scheint darin die sorgfältigste Abrundung mit unverfälschter Natur und Wahrheit; Fülle mit Gedrängtheit, Kühnheit mit Genauigkeit des Ausdrucks; Majestät mit Leichtigkeit; Stärke mit Zartheit; Erhabenheit mit Grazie auf eine bezaubernde Weise gepaart zu sein. Nun nehme man noch hinzu: die so kunstlose und doch so überlegte Anordnung des viel umfassenden Ganzen; die Geschicklichkeit, mit der die meisten Partien so in einander ge- (347) fugt sind, daß man, ohne es zu merken, von einer zur andern hinübergleitet; den gehaltenen Schwung, der nie mit plötzlichem Ungestüm sich erhebt, und auch nie aus Ermattung sinkt, sondern in sanften Wallungen fortschwebt; diese geistige Melodie, durch welche die Seele das eigenste und geheimste ihrer Gefühle allein ausathmen kan, die durch alle Töne des Liedes hindurchgeführt ist — und dies alles in dem Schmucke — nein: nicht Schmucke, sondern in dem durchsichtigen, sich anschmiegenden Schleier der gewähltesten Diction, des vollendetsten Verbaues! Endlich nirgends eine Spur von langsamen mühseligem Hervorbringen, sondern alles wie durch Ein Schöpferwort hingestellt und beseelt — Man mögte sagen: Der Dichter redet gar nicht mit Worten; er spricht in bildlichen Zeichen des Himmels und der Erden, wie die Götter ihren Willen nur in Gesichten kund thun. Man steht im Anschauen verloren und es bleibt nur ein verwirrter Eindruck zurück, weil das, was man sah, zu glänzend und überirdisch war.

Bei allem dein kenne ich gefühlvolle Leser und Leserinnen, die mit ihrer Vorliebe zwischen dem hohen Liede und der Elegie als Molly sich losreißen wolte, unentschieden hin und her wanken. Ob gleich in Ansehung des poetischen Werths das große Uebergewicht des erstern mir nie zweifelhaft war, so finde ich dies (348) doch aus dem verschiednen Karakter der beiden Stücke sehr erklärbar. In jenem fühlt sich der Dichter nicht in diesem Augenblicke gedrungen, eine mächtige Leidenschaft auszuhauen; seine Empfindung ist zwischen Erinnerung und Gegenwart getheilt; er will, aber er muß nicht — er will seine Liebe feiern und seine Geliebte. Darum trifft er auch das Herz nicht so ganz unwiderstehlich. Für jenes will ist es, wofür er so unendlich viel geleistet hat, als vor ihm vielleicht niemand in der Gattung. Sein Werk ist Kunst, und darin liegt die Erhabenheit desselben. Stände er aber, wenn ich so sagen darf, dramatischer da, so wäre die Theilnehmung erschütternder. Leidenschaft reißt das natürliche Gefühl mit sich, das rohe Gefühl sogar; um der Leidenschaft willen, vergißt es die schöne Form, in der sie sich darstellt — vergißt sich selbst, und preist so den Sänger. Diese Elegie mit ihren einfachen und doch schönen Bildern, der unmittelbar aus dem tobenden ungestümen Herzen dringenden Sprache, dem natürlichen Aufschreien der wütenden und doch nicht trostlosen Verzweiflung — sie wird immer menschliche Herzen mit Wärme für den Menschen im Dichter interressiren: an jenem stolzen Monumente wird die Nachwelt die Größe des Künstlers messen.
